

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Aggressive Neuronen?
Über den Ursprung von Gewalt im Kopf**

Autor: Professor Joachim Bauer *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 6. November 2011, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2
Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

Mit dem Thema: „Aggressive Neuronen? Über den Ursprung von Gewalt im Kopf“.

Neue Erkenntnisse der Hirnforschung zeigen: Aggressives Verhalten hat fast immer etwas mit sozialer Ausgrenzung zu tun. Wenn ein Mensch stigmatisiert wird, wenn er von seinen Mitmenschen als Außenseiter etikettiert wird, dann springen in seinem Kopf jene neuronalen Systeme an, die etwas mit Schmerz und mit Aggression zu tun haben. Der gleiche Mechanismus springt auch dann an, wenn ein Kleinkind zu wenig

Zuneigung und Liebe erfährt. Es gibt in diesem Sinne keinen angeborenen Aggressionstrieb, sondern Aggressionen haben immer etwas mit bestimmten sozialen Situationen zu tun.

Diesen neurobiologischen Zusammenhang erläutert in der SWR2 AULA Professor Joachim Bauer, Neurobiologe und Psychosomatiker an der Universitätsklinik in Freiburg.

Joachim Bauer:

Seit Biologen und Mediziner einst begannen, sich mit der Frage zu beschäftigen, was ein Lebewesen seiner Natur nach sei, spielte der Begriff des „Triebes“ eine zentrale Rolle. Ein „Trieb“ – im Englischen lautet der entsprechende Begriff „instinct“ – ist eine nicht durch Dressur oder Erziehung erworbene, sondern natürlich vorgegebene, spontan auftretende Verhaltenstendenz. Der geniale Charles Darwin erkannte, dass sich – ich zitiere ihn – „die meisten oder alle fühlenden Wesen sich dergestalt entwickelt haben, dass sie sich regelhaft durch angenehme Empfindungen leiten lassen“ (Ende des Zitats; Darwin 1887). Zu einem „Trieb“ oder „Instinkt“ kann eine Verhaltenstendenz daher nur dann werden, wenn sie im biologischen Akteur – ich benütze nochmals die Worte Darwins – „angenehme Empfindungen“ auslöst.

Damit ergibt sich die Frage: Was sind beim Menschen Verhaltenstendenzen, die – nach Art eines Triebes – spontan auftreten und die – nach Darwin – „angenehme Empfindungen“ zur Folge haben? Ist es Liebe? Oder ist es Aggression? Oder ist es beides? Wissenschaftliche Antworten auf diese Fragen waren nicht dadurch zu erhalten, dass man Meinungsumfragen veranstaltet hätte. Was per Interview befragte Zeitgenossen als ihre natürlichen, mit angenehmen Empfindungen verbundenen Verhaltenstendenzen angeben, wäre allzu sehr von äußeren, situativen Einflüssen verfälscht, ganz abgesehen davon, dass viele Menschen auf Fragen dieser Art nicht unbedingt wahrheitsgemäß antworten würden.

Ein entscheidender Durchbruch war, dass die moderne Hirnforschung jene neuronalen Systeme entdeckte, die im Menschen „angenehme Empfindungen“ auszulösen in der Lage sind. Angenehme Empfindungen stellen sich im Menschen dann – und nur dann – ein, wenn die sogenannten Motivationssysteme ihre Glücksbotenstoffe freisetzen. Nun war man nicht mehr darauf angewiesen, Menschen zu befragen, welche Verhaltensweisen in ihnen, ihrer eigenen Meinung nach, triebhaft angelegt und mit angenehmen Empfindungen verbunden seien. Stattdessen war und ist es mit den heute zur Verfügung stehenden Untersuchungsverfahren möglich, direkt zu beobachten, welche Verhaltensweisen des Menschen zu einer Ausschüttung von Glücksbotenstoffen führen und welche nicht.

Die Klärung der Frage, welche menschlichen Verhaltensweisen aus Sicht der Motivationssysteme „lohnend“ sind, war der entscheidende Beitrag der Neurobiologie zu der Frage, was der Mensch seiner Natur nach ist. Was sich zeigte, war Folgendes: Einem anderen Menschen, ohne von diesem provoziert worden zu sein, Schaden oder Schmerz zuzufügen oder ihn gar zu töten, ist aus Sicht der

Motivationssysteme des Menschen nicht „lohnend“. Dies gilt jedenfalls für psychisch durchschnittlich gesunde Menschen. Eine Ausnahme bilden sogenannte Psychopathen, bei denen sich neurobiologische Veränderungen nachweisen lassen, die ich in meinem Buch „Schmerzgrenze“ ausführlich dargestellt habe, auf die ich an dieser Stelle aber nicht eingehen kann.

Unprovokierte, spontane Aggression ist bei psychisch durchschnittlich gesunden Menschen keine Grundmotivation, kein Trieb und kein Instinkt. Psychisch durchschnittlich gesunde Menschen erleben keine „angenehmen Empfindungen“, wenn sie anderen Menschen, die ihnen nichts angetan haben, Leid zufügen. Damit war die Theorie eines menschlichen „Aggressionstriebes“, welcher von Sigmund Freud 1920 aus der Taufe gehoben und später auch durch Konrad Lorenz propagiert worden war, widerlegt. Freud war der Ansicht, der Mensch unterliege – ich zitiere ihn – einem „Trieb zum Hassen und Vernichten“, es gebe – ich zitiere ihn erneut – eine „Lust an der Aggression und Destruktion“.

Die Erkenntnis der modernen Neurobiologie, dass sich ein menschlicher „Aggressionstrieb“ nicht nachweisen lässt, widerspricht insoweit Sigmund Freud und Konrad Lorenz. Zugleich gibt sie dem genialen Charles Darwin Recht. Selbstverständlich erkannte Darwin, wie sollte es anders sein, das Faktum der menschlichen Aggression. Einen „Aggressionstrieb“ sucht man bei ihm jedoch vergeblich. Für Darwin war die menschliche Aggression kein Trieb, sondern ein *reaktives* Verhaltensprogramm. Als die stärksten „Triebe“ des Menschen bezeichnete Darwin dessen – so wörtlich – „soziale Instinkte“. So lesen wir bei Darwin: „Die höchste Befriedigung [für den Menschen] stellt sich ein, wenn man ganz bestimmten Impulsen folgt, nämlich den sozialen Instinkten. ... Die Liebe derer zu gewinnen, mit denen er zusammenlebt ..., ist [für den Menschen] ohne Zweifel die größte Freude auf dieser Erde“ (Darwin 1887).

Tatsächlich bestätigt die moderne Hirnforschung die soeben zitierten Feststellungen Darwins: „Lohnend“ aus Sicht der menschlichen Motivationssysteme ist es, das Vertrauen und die Anerkennung anderer Menschen zu erhalten. Zu einer Ausschüttung der Glücksbotenstoffe kommt es nicht nur dann, wenn wir von anderen fair behandelt werden, sondern auch dann, wenn wir uns selbst fair verhalten, insbesondere auch dann, wenn wir anderen helfen, denen es schlechter geht als uns selbst. Diese für manche vielleicht überraschenden Beobachtungen ließen in der amerikanischen Hirnforschung den Begriff des „social brain“ bzw. des „egalitarian brain“ entstehen, was ausdrücken soll: Menschen haben ein von Natur aus auf soziale Gemeinschaft und auf Gleichwertigkeit ausgerichtetes Gehirn.

Was wir an Einsicht bis hierher gewonnen haben, ließe sich in dem Satz zusammenfassen: „Der Aggressionstrieb ist tot, doch die Aggression lebt.“ Ich möchte nachfolgend zunächst, in einem ersten Schritt, darlegen, was uns die moderne Neurobiologie über die Grundregeln sagen kann, nach denen in einem Menschen Aggression entsteht. In einem zweiten Schritt möchte ich dann abschließend einige Überlegungen zu der Frage anstellen, warum wir mit Beginn des zivilisatorischen Zeitalters, also seit etwa 10.000 Jahren, eine massive Zunahme menschlicher Aggression zu beobachten haben.

Zunächst also zu der Frage, was uns die moderne Neurobiologie über die Entstehung aggressiver Impulse lehrt. Zu den frühesten Erkenntnissen einer wissenschaftlich begründeten Aggressionsforschung gehörte die Beobachtung, dass die willkürliche Zufügung von Schmerzen ein sozusagen hundertprozentig zuverlässiger Auslöser von Aggression ist. Der evolutionäre Sinn der Aggression ist offenbar, dass Lebewesen Schmerz abwehren und ihre körperliche Unversehrtheit bewahren können. Wer die Schmerzgrenze eines Lebewesens tangiert, wird Aggression ernten. Doch wie sollen wir uns erklären, dass Aggression bei Weitem nicht nur dann auftritt, wenn Menschen körperlich angegriffen werden?

Ein Durchbruch zum Verständnis menschlicher Aggression war die erst vor wenigen Jahren gemachte Entdeckung, dass die Schmerz-Nervenzellen des menschlichen Gehirns nicht nur dann reagieren, wenn Menschen *körperlicher* Schmerz zugefügt wird. Die Schmerzzentren des menschlichen Gehirns reagieren auch dann, wenn Menschen sozial ausgegrenzt oder gedemütigt werden. Dass körperlicher Schmerz und soziale Ausgrenzung vom menschlichen Gehirn als etwas sehr Ähnliches wahrgenommen werden, macht evolutionär Sinn. Der Mensch war – ebenso wie seine Vorfahren – immer ein sozial lebendes Wesen. Wer in grauen Vorzeiten sozial ausgegrenzt wurde, war so gut wie tot. Dass unser Gehirn soziale Ausgrenzung wie körperlichen Schmerz erlebt, lässt uns erstmals verstehen, warum nicht nur körperlicher Schmerz Aggression nach sich zieht, sondern auch soziale Ausgrenzung und Demütigung.

Mit der Beobachtung, dass soziale Ausgrenzung Aggression nach sich zieht, erweist sich die Aggression als ein Verhaltensprogramm im Dienste des sozialen Zusammenlebens: Überall, wo die soziale Integration gefährdet ist oder gefährdet erscheint, entsteht als Reaktion – und sozusagen als soziales Regulativ – Aggression. Ihre Rolle als soziales Regulativ kann die Aggression in der Regel jedoch nur dann erfüllen, wenn sie sprachlich kommuniziert wird. Direkte körperliche Aggression macht, wenn überhaupt, nur dort Sinn, wo jemand körperlich angegriffen wird und sich per Notwehr seiner Haut erwehren muss. Aggression, die nicht sprachlich kommuniziert wird, ist in Gefahr, selbst zum Ausgangspunkt neuer Aggression zu werden, mit der Folge, dass sich Aggressionskreisläufe entwickeln.

Ein entscheidender Grund, warum menschliche Aggression ihre Rolle als soziales Regulativ sehr häufig *nicht* erfüllen kann, ist ein Phänomen, das ich als „Verschiebung“ bezeichnet habe. Vielerlei Gründe können dazu führen, dass ein Mensch seinen Ärger nicht sofort an denjenigen adressiert, dem die Wut eigentlich gelten sollte. Häufig halten wir unseren Unmut zurück, vor allem dann, wenn wir einem Stärkeren oder Mächtigeren gegenüberstehen und befürchten müssen, Nachteile zu erleiden, falls wir uns beschweren würden. Die in einer solchen Situation zurückgehaltene Aggression löst sich jedoch nicht in Luft auf. Sie wird in einem Aggressionsgedächtnis gespeichert und hat die Tendenz, sich zu einem anderen Zeitpunkt oder gegenüber einem anderen Menschen zu entladen. Für denjenigen Menschen, den eine solchermaßen verschobene Aggression jetzt ersatzweise trifft, ist sie vollständig unverständlich.

Bei einem nicht geringen Teil der Gewalt, die wir derzeit im öffentlichen Raum beobachten, handelt es sich um verschobene Aggression. Kinder und Jugendliche

ohne familiäre Bindungen befinden sich im Zustand permanenter sozialer Ausgrenzung, vor allem dann, wenn diese Bindungslosigkeit noch verschärft wird durch fehlende Aussichten auf eine berufliche Zukunft. Da soziale Ausgrenzung die Schmerzgrenze tangiert, bildet sich in Kindern und Jugendlichen, die ohne tragende Bindungen und ohne Zukunftsperspektiven aufwachsen, ein Nährboden für Aggression. Das Aggressionspotential kann von den Betroffenen in der Regel jedoch nicht an die wirklich Schuldigen adressiert werden, sondern sucht sich andere Wege. Diese Verschiebung der Aggression erklärt, warum – z. B. in Schulen, in U-Bahnstationen oder in anderen öffentlichen Räumen – völlig Unbeteiligte zum Opfer scheinbar unerklärlicher Aggression werden können. Selbstverständlich müssen Gewalttaten dieser Art, ungeachtet der Tatsache, dass sie Gründe haben, bestraft werden.

Da Ausgrenzungserfahrungen und Demütigungen die Schmerzgrenze tangieren und Aggression begünstigen, muss unser Interesse darauf gerichtet sein, dass Kinder und Jugendliche gute familiäre und soziale Bindungen haben. Wo Kinder emotional vernachlässigt oder gar körperlich traumatisiert werden, entstehen Nährböden für spätere Gewalt.

Der biologische Aggressionsapparat des Menschen besteht, wie neurobiologische Untersuchungen zeigen, aus zwei Komponenten. Auf der einen Seite erzeugt eine Art „Dampfkessel-Komponente“ dann, wenn wir körperlichen oder seelischen Schmerz erleiden, den in uns aufsteigenden Zorn. Auf der anderen Seite gehört zum biologischen Aggressionsapparat des Menschen aber auch ein „moralisches Kontroll-Zentrum“. Dieses besteht aus Nervenzell-Netzwerken, die ihren Sitz im Stirnhirn haben. Fachleute bezeichnen dieses „moralische Kontroll-Zentrum“ als „Präfrontalen Cortex“. Aufgabe der Nervenzell-Netzwerke des „moralischen Kontroll-Zentrums“ ist es, Informationen darüber zu speichern, wie sich Taten, die ich selbst ausübe, für einen anderen Menschen anfühlen.

Jedes Mal, wenn ein psychisch durchschnittlich gesunder Mensch von einem anderen massiv geärgert wird, werden beide Komponenten des biologischen Aggressionsapparates aktiv. Die „Dampfkessel-Komponente“ erzeugt die in uns aufsteigende Wut. Gleichzeitig informiert uns das „moralische Kontroll-Zentrum“ unseres Stirnhirns darüber, wie sich das, was wir nun in unserem Ärger zu tun beabsichtigen, für die andere Seite anfühlen würde. Damit bewahrt uns das „moralische Kontroll-Zentrum“ – wohlgemerkt: zu unserem eigenen Nutzen – davor, überschießend zu reagieren. Doch woher weiß das „moralische Kontroll-Zentrum“, wie sich Dinge, die wir selber tun, aus der Sicht anderer Menschen darstellen?

Bei Geburt eines Menschen sind die Nervenzell-Netzwerke des „moralischen Kontrollzentrums“ noch ohne jede Information. Seine Informationen erhält das „moralische Kontroll-Zentrum“ durch einen jahrelangen Prozess, den wir „Erziehung“ nennen. Damit die Nervenzell-Netzwerke des „moralischen Kontrollzentrums“ reifen können, muss jedes Kind ab dem etwa dritten Lebensjahr lernen, welche sozialen Regeln gelten. Es muss lernen, seine Impulse zu mäßigen, sinnvollen Verzicht zu ertragen, mit anderen zu teilen und zu warten, wenn das soziale Zusammenleben dies erforderlich macht. „Erziehung“ ist kein gegen die Natur des Kindes gerichtetes, also kein sozusagen contra-biologisches Programm. Im Gegenteil. Das „moralische

Kontroll-Zentrum“ unseres Gehirns ist ein evolutionär entstandener Teil unserer Biologie und gehört zu unserer menschlichen Natur.

Kinder, die nicht früh zur Einhaltung sozialer Regeln angehalten werden, erleiden eine Reifungsstörung ihres im Präfrontalen Cortex gelegenen „moralischen Kontroll-Zentrums“. Sie können sich später sozial oft nur schwer einfügen. Kleinste Frustrationen sind für solche Kinder später oft unerträglich und führen zu Zornesausbrüchen oder Gewalt. Damit Kinder später, wenn sie herangewachsen sind, nicht von Aggression überflutet werden, bedarf es also zweierlei: Zum einen braucht jedes Kind vom ersten Lebenstag an Liebe, Zuwendung, Einfühlung und Verständnis. Gleichzeitig sollte jedes Kind, vom etwa dritten Lebensjahr an, die Regeln erlernen, die Gemeinschaft und gelingendes Zusammenleben möglich machen. Eine jüngst in einem renommierten Journal publizierte wissenschaftliche Studie zeigte, dass Kindern, die im dritten bis vierten Lebensjahr nicht begonnen haben, soziale Regeln zu beachten und angemessene Frustrationen zu ertragen, als Erwachsene in allen Lebensbereichen – sei es Partnerschaft, Arbeitsplatzsituation oder Straffälligkeit – die schlechteren Karten haben.

Ich habe eingangs angekündigt, zunächst – in einem ersten Schritt – darzulegen, was uns die moderne Neurobiologie über die Grundregeln der Aggressionsentstehung sagen kann. Es gäbe noch einiges mehr zu sagen, Sie finden in meinem Buch „Schmerzgrenze“ zahlreiche weitere wichtige Aspekte dargelegt. Hier und jetzt möchte ich es aber bei dem belassen, was ich bisher zur Neurobiologie der Aggression ausgeführt habe. In einem zweiten Schritt, so habe ich eingangs angekündigt, wollte ich nun einige Überlegungen zu der Frage anstellen, warum wir mit Beginn des zivilisatorischen Zeitalters, also seit etwa 10.000 Jahren, eine massive Zunahme menschlicher Aggression zu beobachten haben. Lassen Sie mich dazu jetzt abschließend noch einige kurze Bemerkungen machen.

Die Bedingungen, unter denen der Mensch in unseren zivilisierten Gesellschaften heute lebt, unterscheiden sich fundamental von jenen natürlichen Verhältnissen, unter denen sich unsere Spezies evolutionär entwickelt hat. Entgegen so mancher Theorie früherer Jahre deutet tatsächlich nichts darauf hin, dass unsere evolutionären Vorfahren Schrecken verbreitende Ungetüme waren. Die mit den Begriffen „man the hunter“ und „demonic males“ verbundenen Vorstellungen über die angeblich aggressive und blutrünstige Natur unserer evolutionären Vorfahren haben sich, neueren Untersuchungen zufolge, als wenig haltbar erwiesen.

Unsere evolutionären Vorfahren, die sogenannten Australopitheken, waren Zwischenwesen zwischen Affe und Mensch. Mit ihren etwa 1,30 Meter Körpergröße und ihrer – im Vergleich zu vielen Raubtieren – eher langsamen Fortbewegungsweise waren sie kaum in der Lage, in ihrem Umfeld Angst und Schrecken zu verbreiten. Verschiedene Körpermerkmale des Australopithecus, insbesondere seine Zähne, weisen darauf hin, dass er ein Wesen war, das sich überwiegend vegetarisch ernährte. Er lebte nicht nur von Früchten, Blättern, Blüten, Nüssen und Samen, sondern ernährte sich auch von Zwiebeln und Knollen, die er aus der Erde herausholte. Fleischliche Nahrung, insbesondere Ameisen, kleine Tiere und Fischfang ergänzten das vegetarische Angebot.

Die Jagd im größeren Stil war – evolutionär betrachtet – eine relativ späte Errungenschaft des Menschen. Der Verzehr größerer Fleischrationen setzte nicht nur die Entwicklung entsprechender Jagdwerkzeuge voraus, sondern vor allem auch die Beherrschung des Feuers, da unsere Vorfahren – wie auch wir selbst – rohes Fleisch nur schlecht verdauen konnten. Da sich die gemeinschaftliche Jagd auf größere Wildtiere – evolutionär gesehen – also erst relativ spät entwickelt hat, spricht nichts dafür, dass der Mensch einen angeborenen Jagdinstinkt entwickelt hätte, dem wir – wie einige Forscher behauptet haben – eine angeblich tief in uns sitzende Mordlust zu verdanken hätten. Nicht die Verbreitung von Angst und Schrecken war das evolutionäre Erfolgsrezept des Menschen, sondern sozialer Zusammenhalt, Kooperation und Intelligenz.

Alles, was uns die Archäologen sagen, spricht dafür, dass der Mensch, bevor er vor etwa 10.000 Jahren sesshaft wurde und in die zivilisatorische Epoche eintrat, ein Wesen war, welches überwiegend friedlich in Gruppen zusammenlebte. In die gleiche Richtung gehen Beobachtungen, die sich bei der Mehrheit der noch existierenden vorzivilisatorischen Jäger- und Sammlerkulturen machen ließen. Die meisten der heute noch lebenden Jäger und Sammler leben friedlich, wobei es hier allerdings einige Ausnahmen gibt. Das Gelände, in dem sich unsere präzivilisatorischen Vorfahren aufhielten, war für alle frei zugänglich, Eigentum an Grund und Boden existierte noch nicht. Erwerbsarbeit war unbekannt. Die zur Verfügung stehenden Ressourcen wurden weitgehend gleichmäßig verteilt. Keiner hungerte, wenn nicht alle hungerten.

Der Einstieg in die zivilisatorische Epoche, der vor circa 10.000 Jahren im Nahen Osten und im oberen Zweistromland stattfand, dürfte eine der fundamentalsten Veränderungen gewesen sein, welche die menschliche Spezies durchlebt hat. Es scheinen globale Klimaveränderungen am Ende der letzten Eiszeit gewesen zu sein, auf die Menschengruppen reagieren mussten, die vor 10.000 Jahren im sogenannten „fruchtbaren Halbmond“ wohnten, einem Landstrich zwischen Jordantal und oberem Zweistromland. Ressourcenmangel, bedingt durch einen drastischen Rückgang an natürlich wachsenden Früchten und durch Überjagung des Wildbestandes, scheint unsere Vorfahren gezwungen zu haben, sesshaft zu werden, sich der mühsamen Arbeit des Ackerbaus zu unterziehen und Viehwirtschaft zu betreiben.

Fachleute bezeichnen den fundamentalen Veränderungsprozess des menschlichen Lebens, der mit der Sesshaftigkeit vor 10.000 Jahren einherging, als sogenannte „neolithische Revolution“. Dass die „neolithische Revolution“ von den damals Betroffenen wie eine Vertreibung, jedenfalls als überaus schwerwiegende Umstellung empfunden wurde, zeigt die Paradieslegende, die nicht nur in der Bibel, sondern in den Mythen des Nahen Ostens mehrfach anzutreffen ist.

Die neolithische Revolution bedeutete den Eintritt des Menschen in die zivilisatorische Welt. Sie bedeutete nicht nur die Erfindung des Eigentums und der Erwerbsarbeit, sondern den grundlegenden Einzug des ökonomischen Prinzips in das menschliche Zusammenleben. Der Mensch wurde, nachdem er zu einer Arbeitskraft und damit Teil eines ökonomischen Kalküls geworden war, nun selbst zur Ware, was logischerweise zur Folge hatte, dass Menschen begannen, Macht über andere Menschen auszuüben.

Die neolithische Revolution hatte einen fundamentalen Wandel der Art und Weise zur Folge, wie Menschen zusammenlebten. Das Eigentumsprinzip ersetzte das bisherige Prinzip des Gemeinschaftseigentums. Harte Erwerbsarbeit ersetzte das bisherige, in Gruppen ausgeübte gemeinschaftliche Sammeln und Jagen. Anstatt, wie bisher, ein natürliches Daseinsrecht zu genießen, wurde der Mensch nunmehr vor allem nach seiner ökonomischen Leistung bemessen. Die Tatsache, dass das bisherige Leben, welches sich vor allem in der Gemeinschaft einer vertrauten Gruppe abgespielt hatte, so nicht fortgesetzt werden konnte, brachte eine erhebliche soziale Desintegration mit sich. Alle diese Veränderungen haben eines gemeinsam: Sie brachten Neid, Eifersucht, Unterdrückung und Auflehnung mit sich. Dies ist der Grund, warum diese Veränderungen zugleich ein ungeheures, bisher nicht bekanntes Aggressionspotential erzeugten.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Der Eintritt in den zivilisatorischen Prozess, der mit der neolithischen Revolution vor 10.000 seinen Anfang nahm, ist unumkehrbar. Eine Rückkehr in eine Welt, wie sie davor bestand, ist weder möglich noch wünschenswert, auch wenn dieser Traum immer wieder einmal geträumt wird. Die Chancen, die sich dem Menschen durch die Zivilisation geboten haben und bis heute bieten, sind faszinierend, wir sollten sie bejahen. Doch zugleich spürte bereits der neolithische Mensch und spüren wir bis heute, welche gewaltige *Entfremdung* das zivilisatorische Leben für unsere Spezies bedeutete und bedeutet. Hohe Raten körperlicher und psychischer Erkrankungen, nicht zuletzt auch das berüchtigte Burnout-Syndrom, alle diese Störungen zeigen eines: Für ein Leben im Dauerstress, in Existenzangst, in permanenter Konkurrenz, in sozialer Isolation und mit einem hohen Level an zwischenmenschlicher Aggression sind wir evolutionär nicht gemacht.

Meine These ist, dass wir derzeit so etwas wie eine zweite Welle der neolithischen Revolution erleben: Die Ressourcen unserer Erde sind begrenzt. Gleichzeitig nimmt die Weltbevölkerung weiter zu. Angesichts dieser Situation ist zweierlei zu erwarten: Auf der einen Seite wird sich das ökonomische Prinzip und der mit ihm einher gehende Leistungsdruck weiter verschärfen. Auf der anderen Seite wird sich die Frage, wie wir die vorhandenen Ressourcen verteilen, national und global zuspitzen. Menschengruppen, die von der Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen eines Landes – sei es Bildung, seien es Arbeitsplätze, sei es materielle Teilhabe – ausgeschlossen sind, erleben sich ausgegrenzt. Ausgrenzung tangiert, wie wir gelernt haben, die Schmerzgrenze und begünstigt Gewalt. Daraus folgt, dass nationale und globale Gerechtigkeit die beste Gewaltprävention darstellen.

Ich möchte schließen und die wesentlichen Thesen zusammenfassen:

1. Wer die Schmerzgrenze des Menschen tangiert, wird Gewalt ernten.
2. Die Schmerzzentren des menschlichen Gehirns reagieren nicht nur auf körperliche Gewalt, sondern ebenso auf soziale Ausgrenzung und Demütigung. Daher ist nicht nur körperliche Gewalt, sondern auch soziale Ausgrenzung ein Nährboden für Aggression.
3. Kinder, die ohne tragende Bindungen zu ihren Bezugspersonen leben, befinden sich im Zustand der permanenten Ausgrenzung und haben ein erhöhtes Risiko, aggressive Verhaltensstörungen zu entwickeln.

4. Jedes Kind hat – vom ersten Lebenstag an – einen neurobiologisch begründeten Bedarf und Anspruch auf Liebe, Zuwendung und Bindung. Gleichzeitig sollte jedes Kind spätestens ab dem dritten Lebensjahr angehalten werden, die sozialen Regeln des Zusammenlebens zu erlernen und zu beachten.

5. Sowohl national als auch global gesehen gilt: Armut im Angesicht des Reichtums anderer bedeutet Ausgrenzung und Demütigung und wird Gewalt nach sich ziehen. Gerechtigkeit ist daher die beste Gewaltprävention.

*** Zum Autor:**

Joachim Bauer, geb. 1951, studierte Medizin in Freiburg. Es folgte eine „Postdoc“-Zeit von 1980 bis 1982 als wissenschaftlicher Assistent am Biochemischen Institut der Universität Freiburg. Habilitation 1990. Er wechselte in die Abteilung Allgemeine Psychiatrie und folgte einem Ruf auf eine C3-Universitätsprofessur für Psychoneuroimmunologie. Er habilitierte ein zweites Mal, diesmal für das Fach Psychiatrie. Im Jahre 2000 wechselte Joachim Bauer in die Abteilung Psychosomatische Medizin, wo er bis heute als Oberarzt tätig ist und bis 2010 die Ambulanz der Abteilung leitete. Schwerpunkte seiner Arbeit sind klinische Aspekte der Depression, Angsterkrankungen, psychosomatische Erkrankungen, Trauma-Folgekrankheiten (Posttraumatische Belastungsstörung), Burnout-Syndrom. Bauer ist außerdem ausgebildeter Psychotherapeut.

Bücher (Auswahl):

- Schmerzgrenze – Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. Blessing Verlag, München. 2011.
- Prinzip Menschlichkeit: Warum wir von Natur aus kooperieren. Heyne Verlag. Aktualisierte Auflage 2008.
- Das kooperative Gen: Evolution als kreativer Prozess. Heyne Verlag. 2008.